

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 9

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 9 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 1. März 1924

Welt und Du.

Von Heinrich Hart.

Wird dir die Welt zu trüb, geh in dich ein
Und fass die Flammen an, die nie verwehn,
Durchglüht von deiner Innensonne Schein.

Wird dir die Welt zu fremd, geh in dich ein,
Dich in der Seele Gärten zu ergehen;
Laß deine Heimat in dir selber sein.

Wird dir die Welt zu eng, geh in dich ein;
In dir sind Weiten, die du nie begangen,
Unendlichkeit ist deines Wesens Sein.

Wird dir die Welt zu arm, geh in dich ein;
Dort wirst du Reichtum ohne Last empfangen,
In dir ist alles Gold und Edelstein.

Wird dir die Welt zu schwer, geh in dich ein,
Auf lichter Traumesslut dahinzugleiten,
Berauscht von deiner Schnjucht goldnem Wein.

Wird dir die Welt zu laut, geh in dich ein;
Ruh aus in deiner Seele Einsamkeiten,
Ach, aller Friede wohnt in dir allein,

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

4

„Als ich am frühen Tag“, erzählte das Fräulein der erstaunten Aebtissin weiter, „das Fenster meines Zimmers geöffnet und mich wieder in mein Nestchen zurückbegeben hatte, um noch ein Weilchen mit offenen Augen in den Morgen hinaus zu träumen, sah ich, wie ein mächtiger weißer Schmetterling beständig in mein Fenster hinein- und dann wieder hinauschwankte. Sein Spiel ergözte mich; als er jedoch nicht von der Stelle wollte, trieb mich die Neugier zu ihm hin. Was war's? In Schmetterlingsgestalt zusammengefaltete und an einem dünnen Faden hängend dieses feine Papierchen. Ich glaubte, es sei ein Morgenscherz meines im obern Stockwerk wohnenden Vaters. Es rührt aber von einer andern Seite her. Seht doch!“

Sie glättete die untere Ecke des zusammengeknitterten Schriftstückes aus und wies leuchtenden Auges auf zwei kleine, gekreuzte Schwerter hin, die dort eingezeichnet waren.

„Von Schwerter!“

„Gewiß! Ist das nicht ein hübscher Morgengruß?“

Als die Nachbarin Agathas das geheimnisvolle Benehmen der beiden Frauen genugsam verfolgt hatte, benachrichtigte sie die Schultheißin davon durch die Ellenbogen ihrer Nachbarinnen und indem sie ihr zugleich eine Wasserwelle entgegenschickte. Die Schultheißin ließ ihr Stridzeug ruhen, legte es auf den Tisch und rückte die Brille auf ihrer Nase zurecht behufs richterlicher Beobachtung. Als sie sich des gesellschaftlichen Vorgehens genügend versichert

hatte, schob sie die Brille auf das gedeihlichere Ende ihrer Nase, richtete sich in ganzer schultheißlicher Fülle und Würde auf und schellte mit dem Glöckchen:

„Liebwerte Gefellinnen! Dort unten treibt jemand Heimglichkeiten; es ist die hochwürdigste Aebtissin und Fräulein Bürgermeister Großmann. Die erste Richterin mag eine Buße vorschlagen!“

„Sie soll ein Duzend Spanischbrötli zum weißen Abendwein leisten.“

Die zweite Richterin ergänzte den Vorschlag auf zwei Duzend Stück von diesem vortrefflichen Pastetengebäck. Die Statthalterin, die bereits wußte, daß alle guten Dinge in der heiligen Dreizahl vorhanden sein müssen, sprach von drei Duzenden. Die Säckelmeisterin jedoch, in Erwägung, daß ein Reservefonds immer erwünscht und überdies die Kostenteilung für die zwei zu büßenden Personen eine leichtere sei, wenn vier Duzend Spanischbrötchen geliefert würden, schlug diese Zahl vor. Und dabei blieb es nach der Abstimmung. Die beiden Bestraften nahmen den Entscheid unter heiterem Lächeln entgegen und besorgten gleich die Bestellung durch eine Dienerin.

Als hierauf Magdalena ihr Erlebnis mit den Schmetterlingen erzählte, horchten alle der naiven Schilderung gespannt zu; als sie aber das hartnäckige Verbleiben des Weibchens erwähnte, meinte eine anwesende Reformierte nicht ohne Spott:

„Das war ja eine regelrechte Aebtissin von einem Schmetterling, Jungfrau Agatha, habt Ihr nicht Lust, Euch des Zisterzienserschmetterlings anzunehmen und ihn seinem Gespons nachzuschicken?“

Da jede religiöse Spötereie verpönt war, wurde auch diese Delinquentin zu harter Strafe gezogen.

Nachdem die Gesellinnen unter allerlei frohmütigem Scherz, der ja verfahrene Gemüter besser ins richtige Geleise bringt als Wasser und Wunderkuren, mehr als drei Stunden, bald sitzend, bald liegend gebadet, begaben sich die meisten von ihnen noch für eine halbe Stunde in das allgemeine Bad, den „Kessel“, das größte und wärmste, weil dort das Wasser ohne jede Herleitung heiß aus dem Boden quoll. „Herren“ und „Frauen“ kamen dahin, um neben anderen Badegästen noch eine allgemeine und eindringendere Erwärmung zu nehmen. Unfruchtbare Frauen zogen dieses Bad, oft mit erklecklichem Erfolg, dem kälteren vor. Agatha aber ging dorthin, weil der Vater sie dort erwartete, und Magdalena, weil sie das Mädchen überallhin zu begleiten liebte.

Als die beiden durch den Gang schritten, welcher aus dem Frauenbad in den Kessel hinüberführte, fühlte die Aebtissin neuerdings und schmerzlicher den Stich, den ihrem Herzen die spitze Zunge der Reformierten versetzt hatte. „Werden wir belauscht?“ fragte sie sich, „hat man seine Hand in der meinen gesehen?“ und sie faßte den kühlen Vorfaß, dem Bürgermeister mit ihrer ganzen geistlichen Weiße zu begegnen. „Was ist er mir doch? Und bin ich nicht Aebtissin? Ich bin und will es sein mit voller Kraft. Und doch — warum konnte ich nicht beten?“

Als Magdalena und Agatha zuletzt von den Frauen in der Halle erschienen, empfing sie eine feierliche Stille, wie sie unter Badenden ganz ungebräuchlich war. Das weiche Geplätscher im Wasser hörte auf, und aller Augen richteten sich auf die beiden schönen Gestalten. In einem entfernteren Winkel der fünfzig Personen fassenden Halle saß Abt Petrus und schielte verwegen zu den beiden schlanken, schöngeformten Baderinnen, welche ohne aufzuschauen, Hand in Hand die Stufen zum Wasser hinunterstiegen und sich in eine Ecke zum Bürgermeister und seinem Begleiter setzten; aber jetzt vermochte keine von ihnen ein leises Erröten zu verbergen, obschon Magdalena all ihre Sammlung bewahrte; denn das Ansiehhalten war ihnen seit diesem Morgen auf wunderbare Weise abhanden gekommen; die jungfräuliche Eisede, welche bisher auf ihrem weiblichen Fühlen gelegen, war durchbrochen, so daß die Strahlen liebender Männeraugen ungehindert hineindrangen und das kleine, doch unergründliche rote Meer des Herzens in Wallung versetzten.

Für Magdalena war die Lage nicht behaglich. Denn während der Bürgermeister mit sichtbarem Wohlgefallen die zarte Pfirsichblütenfarbe, die unter dem leichten Badgewand aufquellend erglühete und wieder verblaßte, ununterbrochen betrachtete, glaubte der Abt, auch im Bade noch sein Visitationsrecht ausüben zu müssen und schickte forschende Blicke nach der Gruppe, der Magdalena angehörte. Freilich war ihre kindliche Furchtsamkeit vor dem Abt völlig verschwunden, denn im Bade war er so ganz und gar nur ein Mensch, wie die schlimmen Zürcher behaupteten. Und wenn

sie von der kraftvollen Brust des ritterlichen Bürgermeisters hinweg auf die weichen und übertollen Contouren des Abtes blickte, überkam sie ein Gefühl der Sicherheit, wie es in dessen Anwesenheit noch niemals in ihr erstarkt war. Der Bürgermeister schien dies zu bemerken und begann ein kleines Wasserspiel, um Petrus zu beweisen, daß ihn seine Anwesenheit keineswegs einschüchtere. Er klatschte in der Tiefe die Füße gegeneinander, so daß kleine Wasserquellen und Blasen aufstiegen, die er dann mit der Hand in das Seegebiet der Aebtissin hinüberschwellte. Diese aber bewirkte mit der Hand noch rechtzeitig kleine Gegenwellen, so daß das Spiel sich Hälfte Weges zerschlug. „So zerschlägt sich manche Hoffnung!“ sagte er zur Aebtissin.

„Dum ist es gut, sich frühzeitig in der Entsagung zu üben“, erwiderte sie.

„Ja, und man muß jene Leute achten, die uns die Kraft des Gemütes nicht verschwenden lassen, sondern Hoffnungen, die wir vielleicht unrechtmäßig auf sie gründeten, bei Zeiten zerstören. Ich liebe die geraden Leute... Doch wir werden ja gravitätsch!“ lachte er. Aber mit derselben ernsten Miene schickte er eine neue Welle hinüber: „Zer geht auch diese?“ fragte er leiser mit düsterem Blick. Sie senkte erbleichend die Augen und hob mit der Hand eine kräftige Welle, an der sich diejenige des Bürgermeisters zerschlug.

„Auch diese!“ bemerkte sie entschlossen. Da überwand er die Trauer, die seine Seele preßte, zwang sich zu einem Lächeln, welches ihm selber weh tat und fragte: „Ihr wollt überhaupt kein Wasser vom reformierten Ufer?“

„Gut, Herr Bürgermeister! Wie möchten wir Wasser vom Zürichsee gewinnen, da wir jenseits vom Albisberg wohnen. Meine Heimat ist ja Hausen, unten am Sihlwald, Ihr wißt es, und zu Frauental fließt die Lorez rings um das Klosterlein; was brauchen wir da noch des fremden Wassers!“ Auch sie hatte damit den Ernst überwunden und warf Großmann einen heitern Blick zu. In diesem Momente aber war ihr, als ob ein stechendes Auge sich auf sie heftete; unwillkürlich wendete sie sich und sah ins rot angelaufene, finstern zürnende Gesicht des Abtes. Großmann bemerkte Magdalenas Erbeben. Da vermochte er seinen Zorn nicht länger zu bemeistern. Der „Mönch“ hatte ihn durch sein stetes Beobachten schon lange gereizt und er wollte diesem das Baden verleiden. Er winkte einem der vier Zürcherherren, die in der Nähe sich mit Kartenspielen die Zeit verkürzten und dabei dem Bürgermeisterwein mit Nachdruck zusprachen. Kaum hatte sich der Gerufene wieder zu seinen Gesellen gesetzt, als sie ein ganz neues Spiel begannen, das „Ruttenspiel“; in den Klöstern wurden ja die Karten musterhaft gehandhabt. Indem sie den Figuren die verschiedenen geistlichen Titel und Ränge beilegte und die figurenlosen Zahlenblätter von neun bis drei mit den lateinischen Benennungen unter Ausspielung auf die Klosterzeiten bezeichneten, ergaben sich beim Spiele, das sie laut auslegten, absonderliche Situationen, wie diese: „Das ist die Tertia!“ rief der Ausspielende, die Dreierkarte vom Coeur auswerfend. „Um die Tertia da kommt der Mönch!“ bemerkte trocken der folgende; „und zum Mönch kommt auch gleich die Nonne zum süßen Stelldichein“, sagte triumphierend der Dritte, indem er die Coeur-

Dame ausspielte; nun wurde vom Ausspieler letzter Hand der König als „Abt“ abtrumpfend darüber gelegt, indem er in das unbändige Gelächter, das über dieser Situation entstand, hineinrief und demjenigen, der den Mönch ausgespielt hatte, die wohlgemeinte Lehre erteilte: Mönchli, mußt halt fröhlich aufsteh'n, Wenn du den Abt willst hintergeh'n!

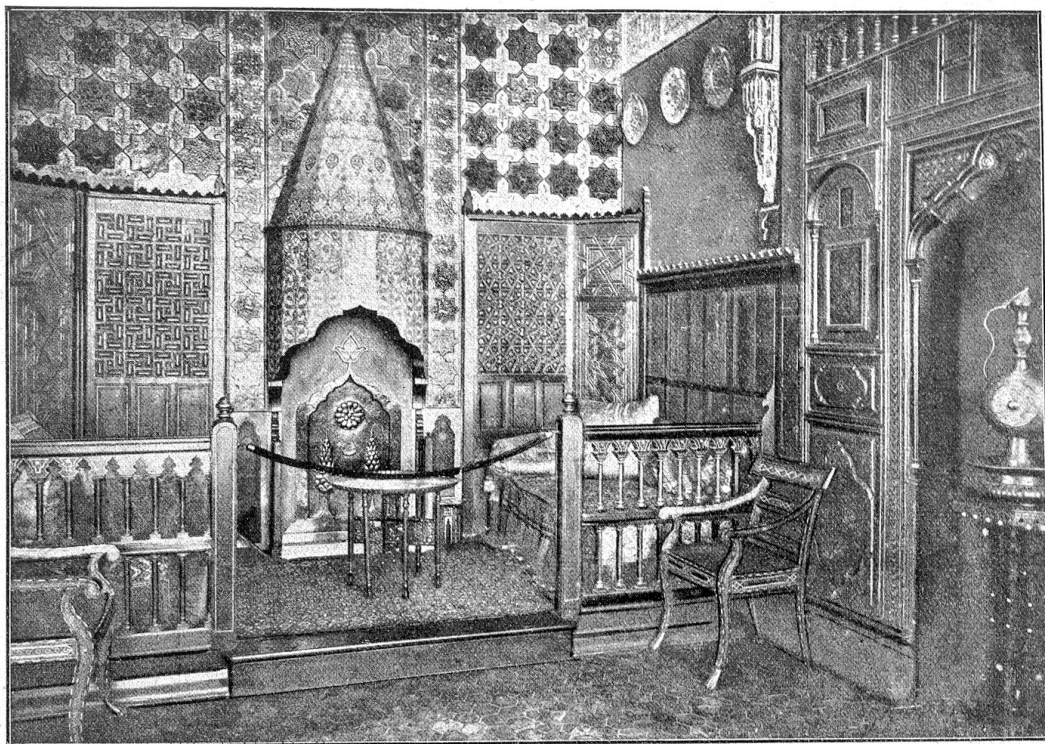
Petrus schaute dem Spiele eine Zeilang ruhig zu und glaubte durch Ruhe die Spötter dämpfen zu können; doch waren die Situationen bei einem Spiele von achtundvierzig Karten, wie sie damals im

Gebrauche waren, so mannigfaltig, daß sie selbst ohne die erfinderischen Zutaten der lebhaften Zürcher eine chaotische Satire auf den Mönchsstand geworden wären; der Abt vermochte es nicht länger im Kreuzfeuer des doppelten Aergernisses auszuhalten und verließ, innerlich wütend und Rache schwörend, die Halle.

Großmann nickte seinen Mannen, denen dieser derbe Spaß auf Kosten des mächtigen, hier aber wehrlosen Mannes gelegene Freude machte, dankend zu und ließ eine neue Staupe Weines auftragen; nun spielten sie ermuntert das Ruttenspiel weiter; niemand ärgerte sich mehr daran; auch wäre es vergeblich gewesen, da in diesem allgemeinen Bade weder ein Richter noch ein Schultheiß die Spötterei brandmarkte. —

Jetzt brach Agatha, die sich sattfam erwärmt hatte, auf, da ihr nicht nur das heiße Bad, sondern ebenso sehr die lebhaft Unterhaltung mit Schwerter, der es nicht an liebenswürdigem Wiß fehlen ließ, zugesetzt hatte; Magdalena, Großmann und Schwerter folgten ihr, Frauen und Männer nach verschiedenen Seiten abgehend.

Auch die übrigen Zürcher hielten nunmehr inne, da es Mittagszeit geworden; sie entfernten sich zu dem vom Bürgermeister gespendeten gemeinschaftlichen Mahle. Hier auf bewegte sich die lose Schar, hell und froh, als hätte sie sich von allen Sünden reingewaschen, durchs Hafeltor der Stadt zu, um wieder über Wettingen und Höngg am rechten Limmatufer hinauf nach Zürich zurückzukehren, das sie noch vor Anbruch der Nacht erreichen wollten. Der Bürgermeister und sein Töchterlein und viele Gäste, worunter auch der französische Gesandte, der im Auftrage seines Herrn und Königs den Bürgermeister durch Schmeicheleien und, wenn es anging, Bestechungen müde zu machen hatte, begleiteten die Mannschaft zu Pferde; Schwerter zu Fuß. Und die Bürger und Bürgerinnen von Baden, ein beweg-



Persisches Empfangszimmer aus der orientalischen Sammlung Moser-Charlottenfels.

liches Völklein, füllten die Gassen mit klingendem Jubel, um den „Freunden von Zürich“ zu beweisen, wie lieb sie ihnen geworden, und wie vortrefflich ein in den Bädern zu Baden zubereiteter Döse auf die Gemüter einwirken könne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die Orientalische Sammlung im Historischen Museum in Bern.

Nicht alle Berner wissen es, daß ihre Vaterstadt ein Historisches Museum besitzt mit Schätzen, um die manche europäische Hauptstadt sie beneidet. Gar viele mögen seit Jahren das härenbewehrte Tor nicht mehr gefunden haben, und seitdem es durch die Denkmalmasse auf dem Helvetiaplatz völlig verdeckt ist, kann man es ihnen nicht einmal verargen. Vielleicht hält die Erinnerung an ein kunterbuntes stummes Vielerlei mit Moder- und Naphthaligeruch sie zurück. Ihnen ist nun dringend zu raten, diese hemmende Erinnerung durch einen erneuten Besuch zu korrigieren.

Das mit dem kunterbunten Vielerlei und dem Modergeruch stinkt nicht mehr. Unser Historisches Museum hat in den letzten 10 bis 15 Jahren eine große Wandlung durchgemacht. Mit dem Neubau (Anbau) sind eine ganze Anzahl neuer Räume geschaffen worden, die es ermöglichen, eine Neuauftellung und Umgruppierung der Gegenstände durchzuführen. Das ganze Museum ist seit zwei Jahren neu geordnet; neue Uebersichten sind geschaffen worden; zu stark gefüllte Räume wurden entlastet; heute ist tatsächlich alles an seinem Ort und in seiner sinngemäßen Umgebung. Dazu kommt ein Zuwachs, wie ihn in so kurzer Zeit selten ein Museum erfährt. Im Jahre 1914 wurde dem Berner Historischen Museum bekanntlich die großartige orientalische Sammlung geschenkt, die der Schaffhauser Bürger und Weltreisende Henri Moser während einer 48jährigen Sammlertätigkeit geäuñet hat. Seit 1922 ist diese Sammlung in einem eigens für sie erstellten, an das Museum angeschlossenen Neubau untergebracht und dem Publikum zugänglich.

Diese Mosersche Sammlung vor allem sollte jeder